

In "Quatember" Evgl. Jahresbriefe,
Ostern 1953, 17. Jugg. 3. Heft!

EUGEN ROSENSTOCK-HUESSY

4858

Reflexionen über das Thema Quatember

Der Schriftleiter hat im letzten Heft erzählt, wie dieser Zeitschrift statt der geplanten „Trinitas“ der Name „Quatember“ gegeben worden ist. Diese Wandlung schien ihm eine weitere Ausführung zu verdienen, die er von mir erbat, weil mein „Kreuz der Wirklichkeit“ unsere Befangenheiten in Drei und Vier ausführlich darlegt.

In die Kürze eines Aufsatzes gehört mindestens das Eine aus der Fülle dieser Aspekte: Der Übergang von Drei auf Vier ist das formale Merkmal unseres Gehorsams gegen das Zweite Gebot.

Kein Gebot wird heute so gering geachtet. So muß es uns ganz neu ergreifen. Es sagt, wir dürften den Dreieinigen Gottesnamen nicht auf den Wahn, das heißt auf die Dinge des Alls, auftragen: Anders müssen wir also von Gott, anders von den Dingen sprechen. Baron von Hügel hat verlangt, die der Gottesschau süchtig werdende Seele müsse sich mit einem Ruck von ihm ab den Dingen zuwenden. Und nun steckt das formale Element in dieser Forderung, zwischen Dreitakt und Viertakt rechtzeitig abzuwechseln.

Getrost, wir sind keine Kabbalisten. Hier herrscht keine Zahlenmystik, lieber Akademiker. Aber sieh bloß, wie Hegel nicht vom Dreitakt hat lassen wollen und so Weltvergottung getrieben hat. Quatember statt Trinitas ist in der Tat Gehorsam gegen das Zweite Gebot. Denn Sieben ist nicht etwa unwillkürlich die heilige Zahl, sondern sie umfaßt Drei und Vier. Drei und Vier aber sind zwingende Denkformen und keine Additionsexempel.

Die Zeit ist da, unsere Nötigung zu beiden nüchtern zu begreifen. Handeln wir erst vom Gottesanruf, den ich schon im „Alter der Kirche“ (I, 1927) erläutert habe, dann von unseren Aussagen über die Welt, die meine Soziologie I darstellt.

Da der Mensch sich selbst als ein Individuum mißversteht, so setzt er sich naiv in die Einzahl. Das Apostolicum legt ihm daher beim Anruf seines Herrn die Dreifaltigkeit auf. Denn dieser Anruf erheischt zeitliche Abwandlungen des Beters selber. Umringt ihn doch Gott von drei Richtungen, vom Anfang her, vom Ende her und in der Mitten. Drei Richtungen müssen wir uns zugewendet haben, ehe unser ganzes Vermögen ihn erwartet hat. Die Trinität versetzt uns also auf drei Warten. Erwarten wir Gott nicht von allen Dreien her, so kann er nicht gegenwärtig werden. Erst im Verlaufe dreier Anrufe haben wir den Allüberleber anerkannt. Er also entsteht in uns, aus Eins plus Eins plus Eins. Aber er besteht als ein Einziger, Einer. So viel über die Dreifaltigkeit. Hingegen bei der Vier der Welt kommt es zu keinem Anruf. Der Anruf wäre vorbiblische Magie, Götzendienst der Welt, und die Hexen im „Macbeth“ rufen allerdings dreimal drei. Nein, Gottes Welt wird besprochen. Wer von ihr spricht, tut das Gegenteil vom Anrufen; er tut die Welt unter sich, Gott aber über sich. Von der Welt muß nämlich unausgesetzt im Indikativ geredet werden, weil sie sich halb aus Totem und halb aus Lebendigem mengt. Gefallene Geister, sterbliche Kulturen, irdische Naturen müssen auf ihr Totes und Lebendiges unterschieden werden!

Die Sprache bewegt sich von jeher auf zwei verschiedenen Ebenen, um mit Göttern und von Dingen zu sprechen. Unsere Schulgrammatik weiß nicht von diesen zwei Ebenen. Eben deshalb ist sie platt und ist heut, wie ich im „Atem des Geistes“ dargetan habe, ein Schrittmacher des Atheismus.

Auf der Glaubensebene und auf der Unglaubensebene herrschen verschiedene Formen. Für den Umgang mit oben zeugt der Vokativ, den es der Welt gegenüber nicht gibt. Für den Umgang mit unten sind das Neutrum und Passiv geschaffen. Das Neutrum ist ein bloßer Akkusativ, das heißt der reine Objektsfall. Weder Vokativ noch sogar Nominativ gehen in die Bildung eines Neutrums wie ferrum, Eisen, ein. Sein Akkusativ ersetzt den Nominativ!

In den zwei Ebenen jeder Sprache steckt also ihr jeweiliges Glaubensbekenntnis über die

wändig, daß diese Frage einmal in einer ganz anderen Dimension gestellt und beantwortet wird: Wenn der Apostel Paulus in dem nicht umkehrbaren Verhältnis der Geschlechter dem Mann die Christus-Rolle, der Frau aber die Rolle der Gemeinde zuweist: Ist das eine an keine bestimmte Zeit gebundene allgemein christliche Regel, oder drückt sich darin noch die antike Abwertung der Frau gegenüber dem allein vollberechtigten Mann aus? Und wenn das so ist, welches Amt (das also nicht im gleichen Sinn Christum repräsentat) kommt ihr dann im Gefüge der kirchlichen Ämter und Dienste zu? Ist das Amt des Synodalen überhaupt in diesem Sinn ein biblisch begründetes „Amt“? Vielleicht ist es uns möglich, dazu einmal ein begründetes Wort zu sagen. Diese kurze Bemerkung soll nur darauf hinweisen, wie wenig diese Fragen geklärt sind, und wie sehr es also einer grundsätzlichen und klärenden Besinnung bedarf.

*

Die „Neue Schau“ brachte in ihrer Nummer vom November 1952 die verkleinerte Wiedergabe einiger Bilder aus dem Buch von Jean Effel (François Lejeune), 84 Bilder über die „Schöpfung der Welt“, auf dem Umschlag als ein „Bilderbuch für frohe Erdenbürger“ bezeichnet (Rowohlt-Verlag, Hamburg, DM 9.80). Die „Neue Schau“ hatte jene Kostproben mit der Aufforderung an ihre Leser begleitet, zu diesen Bildern Stellung zu nehmen. Es lag mir daran, unbeeinflusst durch das sofort mit lebhaftem Für und Wider einsetzende Gespräch mir einen eigenen Eindruck von dem ganzen Buch zu verschaffen. Niemand kann bestreiten, daß der Zeichner witzige Einfälle hat, insbesondere das Grotesk-Komische mancher Tiergestalten mit wirklichem Humor herausgestellt hat. Man kann an manchen dieser Bilder seinen Spaß haben, aber man kann an dem ganzen Buch keine Freude haben. Auf die Gefahr hin, von den Freunden dieses Bilderbuches zu den Leuten gerechnet zu werden, die „keinen Spaß verstehen“ und also nicht zu den „frohen Erdenbürgern“ gerechnet werden können, will ich mit jeder wünschenswerten Deutlichkeit gesagt haben, daß hier der Spaß aufhört. Es gibt Dinge, von denen die Witzbolde oder die, die sich dafür halten, die Finger lassen sollten. Soll ich gestehen, daß ich bei der Durchsicht dieses Buches zum erstenmal einige Sympathie mit dem von der Reformierten Kirche festgehaltenen Bilderverbot des Alten Testaments verspürt habe? Jenes Bilderverbot war der Ausdruck einer grenzenlosen Ehrfurcht; diese Bilder sind der Ausdruck einer ebenso unbegrenzten Respektlosigkeit. Ich hörte von einem kleinen Jungen, der, nachdem er diese Bilder gesehen hatte, gesagt haben soll: Wenn der liebe Gott so aussieht, kann man doch nicht zu ihm beten. Nein, das kann man nicht. Das Schlimmste ist das Vorwort von Kurt Kusenberg, welches behauptet, der Zeichner habe sich „mit dem lieben Gott auf Du und Du gestellt“, und eben das hätten die religiösen Legenden des Volkes und die Krippenspiele getan: „und da der verweltlichte Gott (!) ein Gott der Liebe ist, will es nicht viel besagen, ob er majestätisch, leutselig oder gar als ein guter Hausvater ins Spiel tritt“. „Effels lieber Gott aber ist fraglos ein Gott der Liebe“. Jeder Satz ein respektloser Mißbrauch mit Worten, die anderen Menschen heilig sind. Nein, hier verstehen wir keinen Spaß; und wenn jemand deswegen meint, wir seien also nicht zu den fröhlichen Erdenbürgern, sondern zu den „pharisäischen Epigonen des struppigen Satan“ (wie von einem begeisterten katholischen Pfarrer die Kritiker benannt werden) zu zählen, so werden wir darüber fröhlich lachen, während dieses Bilderbuch gar nicht zum Lachen ist.

Wilhelm Stählin

anzurufenden Götter und über die zu besprechenden Dinge: „Jahve“ darf nicht Objekt, „agitur“ kann nicht Vokativ werden! Deshalb dient „igitur“ der Kausalität der toten Dinge; Juppiter aber steht immer im Vokativ.

Aber die Schulphilologen haben die Sprachen nicht als Glaubensbekenntnis verstanden. Das Neutrum wurde ihnen zum bloßen Dritten neben männlich und weiblich. Die angeblichen „drei“ Geschlechter maskulin, feminin, neutrum, rutschten so auf eine und dieselbe Ebene. An dieser Platitude sterben heut die Sprachen und die Gedanken. Das Neutrum muß also wieder ein Stockwerk tiefer gerückt werden da, wo es in den betenden Sprachen entstand als das Nicht-Angerufene!

Denn zu lange schon leugnet die Aufklärung unsere Aufgehängtheit zwischen Geheißens Gottes an uns und unserem Heißen der Dinge. Die heiligen Zahlen Sieben, Drei und Vier stehen zwar in der „Religion in Geschichte und Gegenwart“ und anderen Lexicis. Aber der Monist ist längst über diese Spannung hinaus. Sein Positivismus stützt sich ja auf den eigenen Standpunkt oder Verstand, außerhalb der Spannung, die den normalen Menschen ins Leben ruft und dem Leben erhält, zwischen Gott und Welt. Die Trinität wird also nicht mehr eingesehen. Denn Gott hat aufgehört, als Vokativ zu herrschen. Er dient den Argumenten der Scholastik oder Akademik zum Gegenstand. Gegenstände aber stehen im Akkusativ, Plural und Neutrum. Theologen übertreten das Zweite Gebot, denn sie machen den platonischen Idealismus mit, wo aus Göttern „das Göttliche“ wird. Dies begriffene Göttliche hat mit der „Individua Trinitas“ nichts mehr gemein. Denn diese wird angerufen und ist gegenwärtig auch und gerade, wenn man im Hörsaal „Gott“ abhandelt. Umgekehrt: Die unlogische Vierfalt der Welt wird vergöttert. Daher wird das All auf kahle Gegensatzpaare reduziert. Aus Stoff und Kraft, Kapital und Arbeit, Geist und Materie, Wellen und Elektronen; aus diesen armseligen Gliedern einer Antithese soll Gottes Schöpfung bestehen. Die verarmte Welt entspricht dem versachlichten Gott. Beide sind das, was bei einer platten Grammatik herauskommt. Die Trinität fordert eine hierarchische Grammatik.

Die wirkliche Welt ist unlogisch, nämlich dort tot und hier lebendig. Hegel und Marx vergöttern sie, weil sie ihr den Tod aus ihrer Mitte wegnehmen wollen. Denn die klassenlose Gesellschaft und Hegels vernünftiges Sein wollen eine todesfreie Welt, in der wir also nicht mehr auf Gottes Geheiß die Lebenden von den Toten zu scheiden bräuchten.

Dieser Monismus vermengt Gott und Welt, Gott wird zeitloser Begriff, die Welt aber wird Trinität. Den Höhepunkt erreicht diese Konfusion bei der Heiligen Familie. Ihre Mißhandlung bei Ludwig Feuerbach, aber auch bei den Frommen, ist das tollste Beispiel dafür, wie das Vergessen des Gegensatzes von Drei und Vier ins Bodenlose führt.

Weil Maria, Joseph und das Jesuskind die Heilige Familie bilden, schloß Feuerbach angleichend, dieses Ich, Du, Es seien „einfach“ Vater, Mutter und Kind der irdischen Familie. Der Nährvater Joseph ist ja nun weiß Gott kein irdischer Vater. Aber viele Moraltheologen normalisieren auch diese ganze abnorme Heilige Familie!

Nein, die irdische Familie besteht aus vier unableitbaren Qualitäten. Sogar die 45-Quadratmeter-Wohnraum-Architekten und das Zweikinder-System respektieren diese weltliche Vierfalt. Denn weil wir alt und jung, zwei Generationen, und Männlein und Fräulein, zwei Geschlechter, sein sollen, müssen wir zu Vieren Gottes Ebenbild verkörpern. Zur irdischen Familie gehören Tochter, Sohn, Vater, Mutter.

Weil die gesamte Aufklärung Heilige und Irdische Familie in Eines zog, wurde am Ende Jesus von Nazareth zu einem mythischen Überschuß. Auf Segantinis Bilde: Mutter und Kind auf der Alpenwiese ist aus dem Madonnenbild das Ideal der Monisten geworden: Gott und Welt sind da zusammengefallen. Vergessen ist die Spannung zwischen dem Herrn der Welt, dem dreieinigen Todeslosen, und der vierfältigen, todesverfallenen Welt: Jedes Kind und seine Mutter stehen nun für das All und für Gott in Einem. Fin de siècle. Die Tochter der irdischen Eltern hat nun in Goethe einen Anwalt gefunden. Immer wieder hat

der Dichter die Lücke im Bilde der irdischen Familie auszufüllen begonnen. Des Orestes Schwester Iphigenie und vor allem „Die natürliche Tochter“ und „Pandora“ zielen in diese tief notwendige Richtung.

Goethe blieb ungehört. Statt der irdischen heilen Familie aus Eltern, Söhnen und Töchtern ist die monistische Welt mehr und mehr auf das Inzestphantom, auf die Wälsungen und die Geschwisterehe losgegangen. Richard Wagner und Thomas Mann und Siegmund Freud sind Etappen auf diesem Wege in den Wahnsinn der nicht mehr viergliedrigen Familie.

Aber auch die Völker im ganzen sind derart wahnsinnig geworden. Sie haben nicht die Tochter der Mutter ebenso entgegengesetzt wie den Sohn dem Vater. Das zeigt sich im Kult der Muttersprache. Der Nationalismus hat das schöne Gleichgewicht zwischen Muttersprache und Tochtersprache verkannt. Gewiß gibt es Mutter-Sprache. Aber so wie Sprache Matrix ist, so ist sie auch Väterliches, töchterlich und söhnllich. Das stellt meine Soziologie „Das Kreuz der Wirklichkeit I“ dar.

Die von dem großartigen Neuen Wörterbuch zum Neuen Testament eingefangene Sprache ist eine bräutliche Neugeburt. Wieder steht es bei Goethe:

„Sei das Wort die Braut genannt, Bräutigam der Geist.“

Aus der Muttersprache ist Gottes Wort herausgetreten in die Welt. Wie eine Tochter aus dem Elternhause geht, nicht als Rebellin wie Absalom gegen seinen Vater, sondern als die Umwandlerin und Erneuerin der Familie; so ist die Sprache der Bibel als Braut allen Geistern der alten Welt vermählt worden zu Tochtersprachen. Als Tochtersprache Muttersprache überwand, wurde die Welt erlösbar.

Der Tag ist nicht ferne, wo auch Rom seine berechnete Abwehr des Muttersprachenkultes der Nationalisten nicht allein mit Hilfe des Muttergotteskultes wird führen können. Nein, dazu muß die Tochter neben dem Sohn und statt Maria aufgeboden werden. Jesus hat ja Vollmacht gehabt, die eigene Mutter aus Israel in die Kirche zu überpflanzen. Als er sie am Kreuz wie seine Tochter ihrem neuen Sohne Johannes zuführte, da hat er das Geheimnis der Welt und des töchterlichen Verwandlungslebens angedeutet. Johannes ist sein Geschwister aus natürlicher Zuneigung geworden. Marias Adoption ist ein großartiges Zeichen, weil sich da der dreigliedrige Kreis der Heiligen Familie dem Tode gegenüber als zu klein erweist. Adoption erweitert ihn am Karfreitag zur irdischen Viergliedrigkeit. Denn auf Erden muß dem Tode begegnet, muß der Tod überlebt werden. Eben diese geschwisterliche und irdisch liebende Tat vollbringt der Lieblingsjünger. So erst ist die Heilige Familie selber, die von Feuerbach so falsch zitierte, ganz in den von Christus begonnenen Aeon hinübergetreten. Sogar hier also bewährt sich die Vierzahl; in Mariens Adoption zur Mutter des Lieblingsjüngers vollendet sich die der Heiligen Familie um der Sendung Christi willen bis dahin versagte irdische Ganzheit. Gott und Mensch treten auseinander. Maria wird nun die Mutter des Menschen Johannes.

Nun sind wir gerüstet, das Besondere im Namen Quatember zu würdigen. Er gehört nämlich zu den erlösenden, die Trennung von Drei und Vier auflösenden Namen des Neuen Bundes.

Die Vier der Welt hatte sich als die vier Richtungen Ost, West, Nord, Süd die Reiche dieser Welt untertan gemacht. Pythagoras hat diese Tetraktys tiefsinnig behandelt. Demgegenüber erlaubte die Bibel, das antimagische Bollwerk, der Vier nur Zutritt bei den Cherubim und den Vier Strömen des Paradieses. In beiden Vierfalten war das Götzenhafte der heidnischen Quaternionen, Quadrate, Quadrilaterade usw. abgewehrt. Aber noch waren es doch vier Elemente im Raume; Adler, Vogel, Löwe, Bulle beim Cherub, Ströme im Garten Eden, also gleichzeitige Weltteile.

Noch also fehlte die Aussöhnung von Weltvier und Gott-drei. Der Neue Bund hat die Vier der Drei dienstbar gemacht. Die vier Evangelisten treten an die Stelle des vierfältigen

Cherubs und der vier Ströme. Die Väter sagen uns das einstimmig. Wie denn? Nun, diese vier Stimmen werden nacheinander laut. Nicht im Raum wie Sirius-Isis, in die Zeit steigt Christus als der Morgenstern. Und nicht nebeneinander lies Du die Evangelien, denn nacheinander haben sie sich der Gemeinde entrungen. Gott tritt nun in die Geschichte ein. Die vier Evangelien befreien seinen Geist vom Buchstaben. Jede Evangelienharmonie ist schon ein Mißverständnis. Erst recht sind das die „Leben Jesu“.

Die Torheit der Bibelkritik liegt nicht so sehr in ihrem Hochmut, „höhere“ Kritik zu sein, als in ihrer Unkenntnis des Heilsvorgangs. Ihr müßt es vierfältig sagen, soll Gott, der ewig Lebende, in die zeitlich vergehende Welt eingehen. Die Aufklärer leugnen, daß Gott Zeit braucht, um die Welt, um sie, die Aufklärer zu erlösen. Sie denken ja abstrakt, und das heißt zeitlos, unwirklich.

Aber der Dreieinige Gott nimmt sich die Zeit, in die vierfältige Welt zu inkarnieren. Er gibt uns Zeit. Deshalb rufen wir ihn an: „qui temporum das tempora“, „der Gezeiten gibst den Zeiten“. Weil an die Stationen seines Kommens die Quatuor tempora gemahnen, deshalb ist Quatember ein gläubiger, ein ausgesöhnter Titel, unter dem die Welt Gott dient. Denn nun wännen wir nicht länger, Gott im Nu ganz zu besitzen, zu kennen, zu behexen wie die Zauberer und die Hexen, die Gott und die Welt verwechselt haben. Alles Weltliche dürfen wir immer wissen; Gott aber kommt nur zu seiner Zeit. Dem Vater ist die Stunde vorbehalten. „Quatember“ unterstellt also unseren Weltverstand dem angenehmen Jahre des Herrn über Tod und Leben, denn damit erkennt sich unser eigener Verstand als auch ein Stück Welt, dem die Fülle der Zeiten zu Hilfe kommen muß, ehe es heil wird. Die Jahreszeiten in Gottes Bund mit Noah und das moderne Zeitschriftenwesen werden wenige vergleichen wollen. Wie, wenn sie miteinander zu tun hätten?

*

Wir stehen am Ende der Neuzeit. Wir müssen erkennen, was Platon noch ahnte und was durch Jesus Christus erst recht wahr geworden ist: Daß die Wahrheit aus der Begegnung mit Gott lebt und daß darum unsere Betroffenheit, unsere Armut, unsere Agonie im Raum der Wissenschaften uns vor die rechte Tür führt, ja, daß Gott uns bereits in der Krise sucht und jagt.

So ist im Namen „Evangelische Akademie“ eine kühne Behauptung gewagt: Nicht, daß es evangelische Mathematik oder Jurisprudenz oder Technik geben könnte, sondern daß Anfang und Ende aller Wissenschaft in dem Evangelium, in der Ankunft und Zukunft Gottes zu dem Menschen selbst begründet und gerichtet sei. In dieser geistesgeschichtlichen Situation stehen die Evangelischen Akademien.

Wir ernten den Segen des Evangeliums in unserer Zeit nur, wenn wir der Krise als einem Gericht Gottes standhalten, das uns eine neue Welt bringen will. Nur wenn sie das Evangelium als die Botschaft, die die Welt in die Verwandlung hineinreißt, begreift und festhält, kann die Evangelische Akademie ihre Aufgabe erfüllen.

In der katholischen und anglikanischen Welt haben Orden die Kirche darum immer wieder erneuern können, weil ihnen in echter Stellvertretung Heilkräfte aus Gebet, Meditation und Förschung zuflossen, die sie dann durch Exercitien und Vorträge, durch Veröffentlichungen, aber auch in Repräsentation dem Leib der Kirche vermittelten. Haben hier die Akademien eine Verheißung? Oder pflanzt sich im evangelischen Raum Leben nur als Lehre fort, ja, seit der Aufklärung nur in der Form der Diskussion? Diese Frage reicht weit über die Zuständigkeit der Akademien hinaus. Aber sie wird an ihnen sichtbar.

„Quatember“ und Evangelische Akademie

Der Neubeginn, mit dem die Evangelischen Jahresbriefe unter dem Namen „Quatember“ in die Welt getreten sind, war ein über Erwarten guter Beginn. Das erste Heft hat eine solche Flut freudiger Zustimmung von allen Seiten ausgelöst, daß den für die Gestaltung der Zeitschrift Verantwortlichen vor dem bekundeten Enthusiasmus fast ein wenig bange geworden ist.

Diese spontane Zustimmung hat uns aber auch ermutigt und bestärkt, auf unserem Wege weiterzugehen. Sie hat uns vor allem darin bestärkt, auf einen unverwechselbaren eigenen Auftrag bedacht zu sein, der uns allein das Recht gibt, die Reihe der bestehenden guten Zeitschriften, die heute fast alle um ihre wirtschaftliche Existenz ringen, um eine weitere zu vermehren.

Es geht uns, wenn es mit wenigen Worten gesagt sein soll, um ein neues Gegenüber von Gottesvolk und „Welt“, darum, daß die Kirche Christi endlich aus der Ghettoexistenz herausfinde, in die sie sich seit Generationen allzu bereitwillig hineingefunden hat. Darum ging es bereits vor einem Menschenalter in Berneuchen, darum geht es auch heute überall, wo man von lebendiger und gegenwärtiger Kirche sprechen kann.

Wir haben im Weihnachtsheft unsere besondere Aufmerksamkeit den verschiedenen kirchlichen Großveranstaltungen des vergangenen Jahres, dem evangelischen und dem katholischen Kirchentag und der ökumenischen Konferenz in Lund gewidmet. In ähnlicher Weise haben wir diesmal unser Augenmerk auf die Arbeit der Evangelischen Akademien gerichtet, von der wir meinen, daß sie zu dem, was „Berneuchen“ einmal erstrebte, in ganz besonderer Nähe gesehen werden muß. Die Akademien sind in vieler Hinsicht eine ähnliche Aufbruchsbewegung in der Kirche nach dem zweiten Weltkrieg, wie es Berneuchen nach dem ersten Kriege war. Es scheint uns ein glückliches Zusammentreffen, daß wir im gleichen Quatemberheft, das den Akademien gewidmet ist, über dreißig Jahre hinweg auf die Berneuchener Anfänge zurückgeführt werden.

Das Thema „Evangelische Akademie“ ist nicht nur unmittelbar im Leitaufsatz von Gerhard Hildmann, dem Studienleiter der Akademie Tutzing, behandelt, sondern es kehrt leitmotivisch in einer ganzen Anzahl von Aufsätzen wieder. Und der Kenner der Akademien und ihrer Wirksamkeit wird auch dort noch Beziehungen zum Thema finden, wo sie nicht ganz offen zutage liegen. So geht der Aufsatz von Helmuth Uhrig auf ein Referat zurück, das er an der Evangelischen Akademie in Hofgeismar — damals noch Guntershausen — gehalten hat, und Eugen Rosenstock-Huessys Reflexionen über Trinitas und Quatember wurden durch seine Teilnahme an einer Tagung der Evangelischen Akademie Berlin angeregt. Leider war es in der Kürze der verfügbaren Zeit nicht möglich, für die Rubrik „Berichte“ eine Reihe aufschlußreicher Tagungsberichte verschiedener Akademien zu erhalten. Doch werden die Akademieberichte aufs erfreulichste durch den Aufsatz von Professor Hoekendijk-Utrecht ergänzt, der auf die Niederschrift eines Vortrages vor Vertretern kirchlicher Laienarbeit in Chateau Bossey zurückgeht. Denn Bossey ist in mehr als einer Hinsicht die ökumenische Entsprechung zu unseren Evangelischen Akademien.

Da der Schriftleiter von „Quatember“ zugleich ein Akademieleiter ist — der Berliner als der jüngsten in der Reihe der Evangelischen Akademien Deutschlands —, sei es ihm bei dieser Gelegenheit erlaubt, einige Bemerkungen zum Thema anzufügen, die das in den verschiedenen Beiträgen Gesagte ergänzen sollen.

Mit der Begründung der Evangelischen Akademie Berlin, die im Gefolge des großen Berliner Kirchentages geschah, wurde die Lücke geschlossen, die bis dahin die West- und die Ostarbeit der Akademien trennte. Insofern hatte die Berliner Gründung eine Art abschließenden und abrundenden Charakter nach einer Anfangsperiode von nahezu sieben Jahren. Zugleich damit ist die Gesamtentwicklung der Akademien in ein neues Stadium getreten, das man als institutionelle Festigung kennzeichnen könnte. Sinnbild dafür ist die Übersiedlung vieler